

Barbara Vollstedt

Mord unter Kumpeln

agenda

Barbara Vollstedt

Mord unter Kumpeln

Ein mystischer Krimi aus Ibbenbüren



agenda Verlag

Münster

2025

Dieses Werk entstand mit freundlicher Unterstützung durch

die Kulturstiftung der Westfälischen Provinzialversicherung

PROVINZIAL

Kulturstiftung der Westfälischen
Provinzial Versicherung

den Verein zur Heimat- und Brauchtumpflege Ibbenbüren e.V.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 agenda Verlag GmbH & Co. KG

Drubbel 4, D-48143 Münster

Tel. +49-(0)251-799610

info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-934-8

1 Der Froschkönig

Ein kräftiger, weiß-brauner Hund mit glänzendem Fell schnellte über das Gelände des stillgelegten Ibbenbürener Kohlekraftwerks. Er schlug wie wild Haken, während seine bunte Stoffleine lose hinter ihm herflatterte. Plötzlich verfang sich das Stück Stoff in einer scharfen Pfeilerecke des Fördergerüsts „Schacht 1“ und der Hund jaulte vor Schreck und Schmerz auf, weil er so plötzlich hilflos in der Falle saß. Angst- und wuterfüllt weiteten sich seine Augen, als er Schritte hörte, die sich ihm näherten, und er einen Geruch wahrnahm, der ihm vertraut war und der sich tief in sein Gedächtnis gebrannt hatte.

Schwungvoll warf Dr. Wila Waaters ihre Autotür zu, nachdem sie auf unwegsamem Gelände endlich eine parkplatzähnliche Stelle für ihr 28 Jahre altes Golf Cabriolet gefunden hatte. Als sie das Geräusch der zukrachenden Autotür hörte, öffnete sie begeistert gleich noch einmal die leicht rostige Fahrertür und schlug sie erneut energisch zu. Weil kein selbstgefälliger Mann mehr ihr angeblich autofeindliches Verhalten kommentierte, rückte sie zufrieden ihren schlichten, aber schicken Strohsommerhut zurecht. Dann begann sie vorsichtigen Schrittes, das Terrain des erst 2021 mit dem Kohleverstromungsbeendigungsgesetz stillgelegten Kraftwerkes zu erkunden. In ihrem Studium zur Wasserbauingenieurin war sie nahezu die einzige Frau gewesen, zumindest eine der wenigen Frauen, die als solche zu erkennen waren und sich geweigert hatten, die obligatorischen Männerkarohemden zu tragen, und stattdessen lieber für wenigstens ein Paar hochhackige Sommerschuhe und ein Paar elegante Winterstiefel sparten, die sich auch gut zu einem Kleid oder Rock kombinieren ließen. Diese modische Angewohnheit hatte sie überwiegend beibehalten, so auch heute Morgen, denn sie wollte sich nur kurz einen ersten Überblick über eine ihrer neuen Arbeitsstätten

als frisch berufene Wasserschutzbeauftragte des Kreises Steinfurt machen.

Das hochmoderne Ibbenbürener Bergwerk hatte zu den letzten beiden Steinkohlebergwerken Deutschlands gehört und der 275 Meter hohe Kamin war eine wichtige Identifikationsquelle für die Ibbenbürener gewesen, ein Leuchtturm, der hoch auf dem Mittelgebirgszug aus allen Himmelsrichtungen den Weg Richtung Heimat gewiesen hatte.

Doch das Unausweichliche war unausweichlich geblieben. In einer Picknickatmosphäre aus Faszination und Wehmut war man zu den leuchtenden Absperrbändern ausgeschwärmt. Kleine Kinder mit Ohrenschützern rannten aufgeregt hin und her, hölzerne Bolterwagen mit dem einen oder anderen Kasten westfälischen Bieres erleichterten den Abschied, Beobachtungsdrohnen stiegen hoch in den kalten blauen Himmel auf. Ein kurzer Knall und das gigantische Kesselhaus war in eine Wolke aus Sprengstaub zerborsten. Die Staubwolke hatte einen Moment über seinem Nachbarn, dem riesigen Kühlturm, geschwebt. „Er raucht wieder!“ – „Endlich“, riefen einstige Bergbaukumpel. Bis auch der Kühlturm von einer Sekunde auf die andere in sich zusammengefallen war.

Jetzt stand Wila hier in den ehemaligen von-Oeynhausen-Schacht-Anlagen, auf dem höhergelegenen Stadtteil Ibbenbürens, in dem es immer ein bis zwei Grad kühler als unten in der Stadt war. Wenn im Winter auf dem Unteren Markt bei einem Grad plus trüber, grauer Schneeschlammatsch lag, fielen hier oben bei minus ein bis zwei Grad hübsche weiße Schneeflocken, die sich hauchzart über eine idyllische Wohngegend und die angrenzenden Wiesen und Wälder des Teutoburger Waldes legten. Was für eine wundervolle Vorstellung, gerade in diesem wieder viel zu heißen und trockenen Sommer, dachte Wila seufzend. Aber immerhin herrschten hier 35 statt 37 Grad und wie häufig hier oben strich die „Teutobrise“ angenehm über ihr Gesicht, aus dem meist ruhige, sternenklare und hochintellektuelle

ligente, meerblaue Augen leuchteten, die leicht alles zu durchdringen und zu analysieren schienen. Wila begann gerade, etwas in der windigen Brise zu entspannen, als sie ein lautes Jaulen hörte, das wie mit letzter Kraft ausgestoßen wurde. Instinktiv rannte Wila los und verfluchte jetzt ihre schicken Sommerschuhe. Sie hatte jedoch als Ingenieurin einen untrüglichen Orientierungssinn und näherte sich der immer leiser winzelnden Quelle, neben der sie einen tiefdunklen Schatten wahrnahm, der – so der blitzschnelle Gedanke des wissenschaftlichen Teils ihres Gehirns – gar nicht auf einem Platz existieren konnte, der vollständig von langgezogenen, historischen Industriehallen, deren hohe Bogenfenster an Kirchen erinnerten, beschattet wurde. Und dennoch, im Schatten dieser einst heiligen Hallen des Kohlebergbaus, huschte ein tiefdunkler Schatten an ausgemusterten Maschinen vorbei.

Dr. Wila Waaters blinzelte kurz irritiert, stand aber schließlich schnaufend vor einem Häufchen Fell-Elend, das verletzt am Rücken blutete und sie mit einer Mischung aus Panik und Hoffnung aus grünblauen Augen anzusehen schien. Wila sprach ruhig auf das erschöpfte Tier ein und begann die Hundeleine loszutüdeln, als ihr einfiel, dem Hund aus ihrer Wasserflasche zu trinken zu geben. „Von April bis September eine Wasserflasche mit sich zu führen“ wurde mittlerweile von den meisten Krankenkassen empfohlen, und weil Wila leider manchmal vergesslich war, band sie sich jeden Morgen eine um, mit einem hübschen, hochmodischen Gürtel, selbstverständlich. Kaum hatte der Hund die ersten Tropfen begierig geleckt, fand er unvermittelt seine Kraft wieder, riss an der fast enttüdelten Leine und entfloh. Wila rief hinter ihm her: „Warte, du musst doch zum Tierarzt!“ Der Hund schien das zu verstehen und beschleunigte sein Fluchttempo. Wila stolperte ihm hinterher. Der Hund stürzte auf einen der nahegelegenen und immer seltener gewordenen Löschteiche zu, schien das letzte Stückchen fast zu robben und verschwand im Teich. Einmal tauchte sein Kopf, der grau, fast silbrig im glit-

zernden Sonnenlicht schimmerte, ganz kurz an der Wasseroberfläche auf. War das doch noch ein kurzer Dankeshundegruß?

„Ich denke wie ein Mensch und das ist auch gut so, denn jetzt kann ich endlich mit meiner Aufgabe anfangen und meine Mitmenschen vor dem Verdursten retten“, formulierte Wila für sich höchst idealistisch. Ihr altes Cabrio stand glänzend in der schon vormittags heiß glühenden Sonne. Daneben stand ein hochgewachsener Mann, der sie misstrauisch und skeptisch beäugte. Als seine Blicke auf ihre Schuhe fielen, schien sie keine Gefahr – für wen und wofür auch immer – zu bedeuten. Kleine Fältchen um seine dunklen, fast schwarzen Augen verzogen sich spöttisch. Wortlos und eher langsam, aber mit erstaunlich geschmeidigen Bewegungen entfernte sich der von Kopf bis Fuß schwarz glänzend gekleidete Mann. In der Sonne schimmerten kurz gelbliche, feuersalamander-ähnliche Flecken auf seiner dunklen Jacke, die lässig um den athletischen Körper des Fremden fiel. Im flirrenden Gegenlicht rieb sich Wila irritiert die Augen und setzte sich in ihr Cabrio, dessen Verdeck sie jetzt lieber schloss, weil ihr Lenkrad mittlerweile zu heiß zum Anfassen geworden war, obwohl es erst Vormittag war. „Wieso hatte der Fremde bei dieser Hitze eine Jacke getragen?“, fragte sich Wila auf einmal.

Gedankenverloren machte sich Wila auf den Weg zu ihrer neuen Arbeitsstelle. Romantische Wäldchen, Felder und Wiesen zogen vorbei, wobei ihr gelegentlich niederländische Auto- und Motorradkennzeichen auffielen, die zeigten, dass sie fast in Tecklenburg angekommen war, wo sich ein Verwaltungsgebäude der Wasserschutzbehörde des Kreises Steinfurt befand. Im Sommer und an den Wochenenden strömten vor allem niederländische Touristen durch das mittelalterliche, romantische Städtchen mit vielen herausgeputzten Fachwerkhäusern im Teutoburger Wald, von dessen Anhöhe im Zentrum man einen grandiosen Weitblick sowohl in die Münsterländer Tiefebene als auch auf das bewaldete Mittelgebirge hatte. Auf dem „Hexenpfad“ tummelten sich Wanderer und in den engen, klei-

nen Gassen ihre Ehefrauen, die von Boutique zu Boutique zogen, um schließlich erschöpft und zufrieden auf dem kleinen Marktplatz unter großen, schattigen Eichen an ihren Cappuccinos zu nippen.

Wila parkte vor dem Gebäude ihres neuen Arbeitsplatzes und trat erwartungsvoll auf die Pförtnerloge des Kreishauses zu, aus der es grummelte: „Himmel oder Hölle?“ „Zimmer 777“, antwortete Wila etwas irritiert. „Also Himmel. Der Fahrstuhl ist rechts um die Ecke.“ Wila hörte es rascheln, sah jedoch niemanden und ging zum besagten Fahrstuhl, neben dem eine Raumübersicht hing. „Ach so“, schloss Wila, „die Hälfte des Gebäudes ist wegen der felsigen Hanglage unterirdisch gebaut, die andere oberirdisch. Also in den Himmel.“ Oben angekommen bot ein Flurfenster dem Auge weite, grüne Felder und saftige Wiesen, die wirklich noch grün waren, weil es hier am Mittelgebirge wenigstens im Frühling noch ab und zu regnete. Wila fühlte sich fast wie die Fürstin einer Wüstenoase. Zudem hatte sie für einen guten Eindruck an ihrem ersten Arbeitstag ein langes Kleid von „African Great Style. Für Weltbürger und Romantikerinnen“ ausgewählt, luftig und doch bürotauglich, ihre weiblichen Formen lediglich andeutend. Laut sämtlichen Diättabellen sieben Kilogramm zu viel, aber „vorteilhaft verteilt“, befand sie.

Zimmer 777, hier war es. Sie trat ein – und wirklich war sie fast im Himmel. Ihr Schreibtisch blickte durch eine frisch geputzte Glasfront in weites, idyllisches Grün. Herrlich! Da hörte sie im Nebenzimmer zwei Männerstimmen. Einer der Männer zischelte undeutlich etwas, der andere lachte: „Klappe, Reptiliengehirn!“. Als Wila eintrat, war der erste der beiden Männer bereits auf dem Weg zur Tür, so dass sie nur noch seinen Rücken sehen konnte. Eine lange schwarze Jacke mit leuchtend gelben Flecken war jetzt im Flur verschwunden. Nun zum zweiten Mal irritiert, blieb Wila stumm und Direktor Müller, der persönlich zu ihrer Begrüßung erschienen war, musste sich zweimal vernehmlich räuspern: „Da ist ja unsere Frau Doktor, unsere neue Wasserschutzbeauftragte. Ach wie schön, Sie

sehen ja wirklich so gut aus wie auf Ihrem Aktenfoto, ein paar Jährchen älter mittlerweile, *haha*, aber Sie haben sich für Ihr Alter, auch keine 49 mehr, *haha*, gut gehalten, nicht wahr. Ist ja schön, dass mal eine Frau ihren weiblichen Blick auf unsere Wasserversorgung wirft. Und die Männer in unserer Abteilung werden sich freuen, dass ihre Vorgängerin, der verbissene alte Knochen, das Rentenalter erreicht hat. Und, kleine Warnung, der alte Drache in ihrem Vorzimmer – ihr Vorzimmerdrache, *haha* – spuckt manchmal Feuer, vor allem, wenn hübschere oder jüngere Frauen anwesend sind, aber ist bis jetzt noch keiner oder besser keine dran gestorben, *haha*. Apropos Feuer: Am Ende des Flures sitzt unser Brandschutzbeauftragter, der kann Ihnen sicherlich auch mal was erklären.“ Das war zu viel für Wila. Frauen wurden hier in der Gegend (sie hatte innerlich von Idylle auf Provinz umgeschaltet) am Arbeitsplatz noch nach Alter und Aussehen beurteilt – und jetzt auch noch Mansplaining. Sie holte tief Luft, um hoffentlich irgendetwas charmant Schlagfertiges zu sagen, als Direktor Müller weiter plapperte: „Das war er übrigens gerade, Michael Funke. Sie haben ihn vielleicht noch von hinten in seiner Feuerwehrjacke gesehen.“ „Ach so!“, entfuhr es Wila. Jetzt kam sie sich doch noch dumm vor und vergaß ihre schlagfertige Antwort. Die gelben Flecken waren Reflexionsstreifen der Berufskleidung gewesen.

Da fiel ihr die Szene mit dem Hund ein. Sie unterbrach also Direktor Müllers Begrüßungsmonolog und berichtete kurz von ihrer Begegnung mit dem Hund, woraufhin Müller meinte, der Hund werde schon wieder zu seinem Herrchen oder Frauchen laufen, sonst möge sie doch das Ordnungsamt bemühen. Im Übrigen gebe es heute noch einen weiblichen Neuzugang: „Hoffentlich auch was fürs Auge, *haha*. 37 Jahre jung.“ Damit verschwand Müller versonnenen Blickes und Wila blieb sprachlos zurück. Die erste der beiden Männerstimmen war noch im Raum und stellte trocken fest: „Nächstes Jahr geht Müller in Pension.“ Ein jüngerer Mann um die Mitte Drei-

ßig musterte Wila von oben bis unten und blickte auf ihre Schuhe. „Haben denn alle Männer hier einen Tick, oder zumindest einen Schuhtick?“ fragte sich Wila, als der Mittdreißiger grinsend meinte, ob sie denn keine Gummistiefel trage. Jetzt wandte Wila ihren Ältere-Schwester-Tonfall an, der meistens Wirkung auf jüngere Männer zeigte. Und so war es auch dieses Mal. Ihr neuer Kollege stellte sich nun höflich als Jochen Buttke vor, holte sein Handy heraus und murmelte etwas von Facebook-Community für verlorene Hunde. Ibbenbüren-Bockraden sei nämlich Rüenland, also Hundeland. In der dünn besiedelten Gegend seien die Haus- und Hofhunde früher frei über die Felder gestreift. Bis heute hielten hier viele Menschen einen oder mehr Hunde und seien äußerst hundelieb. Jochen Buttke tippte Wilas Informationen zu Hund, Leine und letzter Sichtung in sein Handy. Eine Minute später piepste ein Benachrichtigungsalarm und Buttke sprang auf, aber es war leider keine Hundenachricht, sondern Einsatzalarm. Er runzelte ernst seine Stirn, griff nach seiner Feuerwehrjacke, deren dunkle Materialien am offenen Fenster schuppig glänzten, und eilte aus dem Raum. Müller erschien kurz darauf mit der Bemerkung, ab morgen sei sie aber für ihre Nachrichten selber zuständig, und befahl: „Fahren Sie sofort zum Ibbenbürener Stollen-graben!“. Es folgte kein *haha*, so dass Wila schnell zu Handtasche und Autoschlüssel griff. Sie sauste durch ihr Vorzimmer, in dem es ganz entfernt nach leicht schwefeligem Zigarettenqualm roch.

Rot-weiße Absperrbänder, Polizeilichter, Krankenwagen und Feuerwehr, die übliche Meute, wenn es um einen Notfall ging, vor allem, wenn dieser womöglich mit dem stillgelegten Ibbenbürener Bergwerk zu tun hatte. Es könnte um Grubenwasserprobleme, einen Unfall oder sogar einen gefährlichen Bergschaden gehen.

Vielleicht hatten ja die Menschen einen Dachschaten, die sich wie gierige Vampirwühlmäuse durch die Erde gruben, dachte Wila, die in ihren jungen Ingenieurinnenjahren abenteuerlustig für ausländische Bergbauunternehmen gearbeitet hatte, um, wie sie naiverweise gedacht

hatte, die Lebens- und Arbeitsbedingungen vor Ort zu verbessern. Auch ein Wechsel zu einer internationalen Beobachtungseinheit für Goldminen in Westafrika half Wila nicht, denn wie der Name schon besagte: Man beobachtete, und zwar wie bereits fünfjährige Kinder stundenlang mit gekrümmtem Rücken schwere Steine zu Baumaterialien zerschlugen, von morgens bis abends in kaltem dreckigen Wasser Gold wuschen und wie kleine Jungen 100 Meter tiefe Stollen gruben und nicht selten dabei starben. Es gab mittlerweile zwar einige effektive pädagogische und soziale Projekte, und trotzdem: „Immer noch weltweit eine halbe Million versklavte Kinder“, dachte Wila traurig. Sie riss sich zusammen, also ein Notfall in Deutschland, in Ibbenbüren, und das an ihrem ersten Arbeitstag. Wieso hatte man sie hinzugezogen? Wila parkte auf dem Seitenstreifen der wenig befahrenen Landstraße von Ibbenbüren zum Ortsteil Püßelbüren, der eingequetscht im Ibbenbürener Tal zwischen dem Teutoburger Wald mit dem bekannten Hermannswanderweg und der Ibbenbürener Bergplatte lag. Ob man es glaubte oder nicht, das 5000-Seelen-„Kaff“ (Wila war innerlich immer noch über die herabsetzende Behandlung von Frauen empört) lag an einer wichtigen Bahnstrecke und war so in die eine Richtung bis in die Niederlande und die Nordsee und in die andere Richtung ans Ruhrgebiet angeschlossen. So jedenfalls las Wilas Handy es ihr auf dem Weg zum Einsatzort vor. Weil Wila in stressigen Situationen dazu neigte, gedanklich abzuschweifen, halfen ihr Sachinformationen, sich zu beruhigen. Wegen ihres Berufes orientierte sich Wila weniger an asphaltierten Straßen, sondern eher an Wasserverläufen. Ganz in der Nähe lag Ibbenbürens Hafen „Uffeln“. Lustig, der Mittellandkanal floss mitten durch den kleinen Ortsteil und teilte ihn in zwei Hälften. Uffel-Ost war eines von Ibbenbürens Industriegebieten, in dem sich chemische Industrie angesiedelt hatte. Wila war zu einer Notsituation hinzugezogen worden und deshalb fragte sie sich, ob irgendwo giftige Chemikalien ins Wasser geraten waren.

Ihr Stressniveau stieg weiter an, als sie in der Ferne erste blinkende Polizei- und Krankenwagenlichter sah, denn Wila konnte kein menschliches Blut sehen, Tierblut ging seltsamerweise, am schlimmsten war der Anblick ihres eigenen Blutes. Wilas Gedanken drifteten weiter ab und Bilder reihten sich in ihrem Kopf aneinander... Kanal, Stollengraben, Chemikalien, Fluss, Rhein, Rhein trocknet aus, Güter auf Schienen, Kohle als Ersatz für Gas, Bergbau, Püßelbüren. Aus dem Auto steigen.

Unter der Landstraße hindurch verlief der Stollengraben, dessen geradlinige, etwa einen Meter breite Betonrinne das Grubenwasser aus den Ibbenbürener Bergstollen hinaus ans Tageslicht beförderte. Wila trat näher und sah leicht panisch rötliches Wasser gemächlich an ihr vorbeirinnen, sehr gemächlich, es war fast zum Stillstand gekommen und drohte über die niedrige Betonrinne zu fließen. Emsige Feuerwehrleute versuchten, die Ursache des Wasserstaus herauszufinden – oder hatten sie das etwa schon? Schließlich war auch die Polizei vor Ort. Wila trat ein paar Schritte zurück, damit nur ja kein blutiges Wasser an ihre Gummistiefel geriet. Ein Abschiedsgeschenk ihrer ehemaligen Kollegen, Blümchengummistiefel zugegebenermaßen, die sie für Notfälle in ihrem Kofferraum liegen und jetzt vorausschauend angezogen hatte. „Na, dürfen die kleinen bunten Blümchen nicht gegossen werden?“ Die Stimme klang ganz leicht knisternd, als schlug ein Feuerstein einen Funken aus Pyrit. Diese Stimme konnte wohlthuende Wärme spenden oder ein wütendes, zerstörerisches Feuer entfachen. Schwer zu sagen.

Wila wandte immer noch angespannt ihren Kopf und blickte in Michael Funkes spöttisch blitzende Augen. „Ich kann kein Blut sehen“, versetzte Wila trocken. Daraufhin schwankte Michael zwischen weiterem bissigen Spott und sachlichem Männerwissen. Er entschied sich für Letzteres und erklärte Wila, dass das Grubenwasser gelöstes Eisen enthielt, welches das Wasser rötlich-braun färbte. Darauf platzte Wila innerlich fast, als ob sie das als Hydrogeologin

nicht wüsste, aber wieso war sie trotzdem instinktiv vor dem Grubenwasser zurückgewichen? Hatte ihr Körper ihrem Gehirn einen Streich gespielt und angstgesteuert harmlose Eisenwasserbilder gegen menschenblutiges Grubenwasser ausgetauscht? Vor fünf Jahren war sie für einige Wochen an Corona erkrankt und seitdem schien ihr Gehirn Sachen manchmal merkwürdig zu verknüpfen.

In diesem Moment rief eine besorgt klingende Feuerwehrfrau von weiter unten: „Kollegen!“ Auf ihren Ruf hin, sie schien die Staffelführerin zu sein, eilten die Feuerwehrmänner zu ihr und erkannten, was sich am trockenen Rand des Stollengrabens verfangen hatte, nämlich eine glänzende goldene Krone. Und zwar eindeutig, wie amtlich von den mittlerweile anwesenden beiden Polizisten bestätigt worden war, mit menschlichen Blutflecken. „Mist, das sieht nach Ärger aus.“ „Tja: Der Werbeslogan ‚Wir lassen die Chemie im Dorf‘ gefällt nicht jedem“, meinte der zweite Polizist, „vermutlich wieder irgendeine Umweltaktion dieser idiotischen Naturfreunde-gruppe.“ „Und vielleicht ja zurecht.“ „Wie bitte? Siehst du hier vielleicht irgendwo Schaum? Wenigstens hat sich hier kein Umweltpinner festgeklebt und ansonsten fragen wir mal einen Chemiker am Hafen nach einem Lösungsmittel“, juxte einer der beiden Polizisten. „Wie wäre es schön, wenn das auch die Dummheit verwöhnter und gelangweilter reicher Blagen entfernen würde, die sonst nix zu tun haben.“ „Na hör mal“, widersprach der andere Polizist, „hier in Ibbenbüren ist die Welt ja wohl noch in Ordnung, und hier ist doch nur der Stollenwassergraben. Und was soll denn überhaupt eine blutige goldene Krone bedeuten?“ Dann vermutete er selbst: „Der Mensch als Krone der Schöpfung hat ausgedient, oder was?“ Dagegen wandte sein Kollege ein: „Und wieso hat man sie nicht im Hafen schwimmen lassen oder gleich einem Chemiefabrikanten direkt vor die Füße geworfen?“

Michael und Wila folgten mit etwas Abstand dem Polizei-Feuerwehrrupp einige hundert Meter bis zu einem Drahtzaun, an dem

mehrere Schilder mit der Aufschrift „Zutritt für Unbefugte verboten“ befestigt waren. Darunter: „Die Ibbenbürener Steinkohle AG (ISAG)“. Michaels Gesicht verfinsterte sich und Wila meinte für den Bruchteil einer Sekunde, rote Funken in seinen Augen aufblitzen zu sehen. „Sicher die Spiegelung des spätnachmittäglichen dunklen Sonnenoranges“, dachte sie dann schnell und konzentrierte sich auf das, was hinter dem Zaun lag, nämlich die Klärteiche der Ibbenbürener Steinkohle AG. Die beiden Polizisten kümmerten sich nicht um die Schilder, ignorierten die Überwachungskameras und verschafften sich an einer leichter zugänglichen Stelle Zutritt zum Betriebsgelände. Am Ufer der Klärteiche, auf denen in gleichmäßigen Abständen orangefarbige Bojen schwammen, lag ein kleines flaches Betriebsboot für Wartungsarbeiten vertäut.

Wila hielt Abstand, denn vom fauligen Klärgeruch wurde ihr jetzt schon übel. Wie musste es erst direkt auf den Klärteichen stinken? Michael jedoch übernahm wie selbstverständlich das Kommando und winkte sowohl die beiden Polizisten als auch die Feuerwehrstaffelführerin und einen weiteren Feuerwehrmann hinzu. Wila erkannte Jochen Buttke, der wenig begeistert aussah. Die kleine Crew bestieg das Wartungsboot und näherte sich dem Einfluss des Stollenbachs in die Klärteiche. Etwas hatte diesen verstopft und so automatisch den weiteren Zufluss des Grubenwassers aus den Ibbenbürener Schachtanlagen gestoppt. Die Polizeikameras klickten und brachten ihre Ergebnisse mit ans Ufer, wo sie von allen auf einem Laptop begutachtet werden konnten: In der stinkenden Klärbrühe schwamm ein aufgedunsener, eher unteretzter Mann, so viel konnte man noch erkennen. Er steckte in einem grotesken Froschkönigskostüm und wirkte wie eine aufgedunsene Horrormischung aus einer „Kermit der Frosch“- und einer „Miss Piggy“-Puppe. Der Zeigefinger der rechten Hand war künstlich nach oben gebogen worden. Die Kermit/Miss-Piggy-Leiche schaukelte vor einem der Abflussrohre. Der Klärvorgang war unterbrochen worden und hatte wohl dadurch ei-

nen Alarm ausgelöst. Wila wurde von diesem Anblick und dem fauligen Gestank speiübel und verließ so unauffällig wie möglich diese gruselige Szenerie. Sie setzte sich in ihr Cabrio, ließ ihr Verdeck auf, um die mittlerweile etwas frischere Luft des Teutoburger Waldes zu atmen, und freute sich auf eine kühle Dusche mit entspannenden ätherischen Ölen in ihrer neuen Ibbenbürener Wohnung.